

Objekttyp: **AssociationNews**

Zeitschrift: **Tec21**

Band (Jahr): **136 (2010)**

Heft 40: **Mülimatt**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BAUKULTUR = ÖFFENTLICHES INTERESSE

Die Schweiz ist anders – oder will es sein. Sie ist ein Land der kleinen Schritte, des Konsenses, des kleinsten gemeinsamen Nenners. Das hat System, und das hat Tradition.¹

Im Gegensatz zu ihren europäischen Nachbarn verfügt sie weder über ein Architekten- oder Ingenieurgesetz noch über eine Baukulturpolitik, geschweige denn über eine umfassende und stringente Politik zugunsten der gebauten oder gestaltbaren Umwelt. In der Bundesverfassung findet sich der Begriff «Umwelt» nur gerade im Zusammenhang mit der «natürlichen Umwelt» wieder.

DISKURS IN DER ENGE?

Dabei gehört die Schweiz – die Alpen einmal abgerechnet – mittlerweile zu den dichter besiedelten Gebieten Westeuropas. Mit zunehmender Dichte verdichten sich aber auch die Interessenkonflikte, nimmt die Komplexität der Fragestellungen zu und wären entsprechend Visionen, Strategien und somit Kompetenzen zu deren Lösung gefragt. – Es wird zunehmend enger.

Führen wir nun tatsächlich – materiell und/oder intellektuell – einen «Diskurs in der Enge», wie der damals noch junge Schweizer Kunsthistoriker und spätere Schriftsteller Paul Nizon bereits in den 1950er-Jahren diagnostizierte? Müssen wir wie er und die von ihm porträtierten Protagonisten ins Ausland emigrieren, um den notwendig fruchtbaren Boden für unsere Arbeit zu finden? Oder werden auch wir kapitulieren und uns wie der aus unserem Berufsstand emigrierte Max Frisch im hohen Alter über unsere Illusionen und unser naives politisches Engagement in den Jugendjahren mokieren?

PROFITEURIN

VON VERSPÄTUNGSEFFEKTEN

Betrachten wir die Anzahl internationaler Anerkennungen, die in den letzten Jahren an Schweizer Architekten vergeben wurden, oder nehmen wir das steigende Interesse von Ausländern an den hiesigen Hochschulen zur Kenntnis, müssten wir indes zum Schluss kommen, dass es gar nicht so schlecht um die schweizerische Architektur und ihre Produktionsbedingungen bestellt sein dürfte. Architektur wird selbst als Exportschlager gepriesen.

In der Tat hat die Schweiz – und unser Berufsstand im Besonderen – vom Umstand profitiert, dass der raue Wind der Globalisierung bei uns mit Verspätung eingetroffen ist. Da unser Berufsstand nie einen umfassenden institutionellen Schutz gekannt hat oder kennt, hat er uns möglicherweise auch weniger zugesetzt als unseren europäischen Kollegen. Mehr oder minder einem weitgehend freien, unregulierten – wenn auch lokal recht abgeschotteten – Markt ausgesetzt, sind wir in gewisser Hinsicht abgehärtet. Andererseits konnte unser Berufsstand sich sowohl planer- wie auch unternehmensseitig noch lange auf eine klar strukturierte und effiziente Kompetenz- und Rollenverteilung zwischen den verschiedenen Baubeteiligten abstützen. Eine Rollenverteilung, die sich jedoch im Zuge der primär von Wirtschaftsinteressen gesteuerten jüngsten Entwicklung im Bildungswesen in der Zwischenzeit aufgelöst hat (expandierende Gleichwertigkeit und schrumpfende Andersartigkeit innerhalb des sogenannten «dualen» Bildungssystems).

Ohne individuelle oder kollektive Leistungen und Innovationen unterbewerten zu wollen, nicht zuletzt diejenigen der führenden Hochschulen, müssen wir feststellen, dass sich unsere Produktionsbedingungen auch heute noch zu einem nicht zu unterschätzenden Teil von den Fragmenten dieser einst gut eingespielten Berufspraxis speisen, die andersorts bereits seit Längerem abhanden gekommen ist. Nicht zu vergessen ist aber auch, dass sie von einem noch immer primär konservativen und qualitätsorientierten Verständnis der Gesellschaft für das Bauen getragen wird und von Verspätungseffekten in wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen profitieren kann. Indes: für wie lange noch?

DIE AUFGABE DER PLANERBRANCHE

Die Frage, inwieweit dem Bauen im Sinne der Gestaltung der «artefaktischen» Umwelt in der Schweiz heute rechtlich der Status des öffentlichen Interesses attestiert werden kann, ist umstritten. Die Feststellung, dass Individualinteressen den Gemeininteressen in diesem Bereich übergeordnet und diesen oft im Wege sind, ist es aber nicht.

Die Schweiz ist ein Land, das es seit dem Mittelalter verstanden hat, aus seinem Sonderstatus als Pufferzone zwischen Gross-

mächten heraus durch Kooperationen und Bündnisse aller Art seine Partikularinteressen zu hegen und zu pflegen. Mit föderalen Strukturen werden interne Dissonanzen und Interessenskonflikte noch heute sorgsam umschifft. In einem solchen Land, in Anlehnung an zentralistisch organisierte Staaten, global Regeln zu dekretieren, die die Inversion von Individual- und öffentlichem Interesse zum Ziel haben, wäre kaum realistisch. Ein solcher Ansatz, der die Umsetzung von planerischen Visionen respektive den Erhalt oder die Erschaffung von Baukultur ermöglichen würde, wäre gegebenenfalls noch in der Periode des liberalen Pioniergeists im jungen Bundesstaat des 19. Jahrhunderts denkbar gewesen, nicht aber heute.

Nur durch das Aufzeigen des realen Mehrwerts von Baukultur auf allen Massstabsebenen und durch eine aktive und langfristige Sensibilisierung eines breiten Publikums in Hinblick auf die Anerkennung der gesamtgesellschaftlichen Relevanz einer qualitativ hochwertigen gebauten respektive gestalteten Umwelt wird ihr Status «als von öffentlichem Interesse» politisch zu begründen sein. Die Vorarbeit dafür wird aus unseren eigenen Reihen kommen müssen.

Lorenz Bräker, Präsident der Berufsgruppe Architektur, info@braeken.ch

Redaktionelle Anmerkung

¹ Dieser Text basiert auf der Eröffnungsrede von Lorenz Bräker, Präsident der SIA-Berufsgruppe Architektur (BGA), anlässlich des diesjährigen BGA-Tags zum Thema «Baukultur: Schweiz und Europa», der am 3. September 2010 in Bern stattfand (vgl. auch den Tagungsbericht auf S. 34/35 in diesem Heft).

BESSER MIT ARCHITEKTURPOLITIK

Anders als inzwischen die meisten europäischen Länder kennt die Schweiz noch immer keine kohärente Architekturpolitik. Wieso es trotz der hochstehenden Qualität der Schweizer Architektur an der Zeit ist, eine solche zu etablieren, und wie sie in den Kontext einer übergreifenden Debatte zur Baukultur eingebettet werden muss, war das Thema des diesjährigen Tags der SIA-Berufsgruppe Architektur.

Auch aus internationaler Perspektive ist es «nicht so schlecht bestellt um die Schweizer Architektur und ihre Produktionsbedingungen». Mit dieser Diagnose eröffnete Lorenz Bräker, Präsident der Berufsgruppe Architektur (BGA), die diesjährige Tagung zum Thema «Baukultur: Schweiz und Europa», die am 3. September in Bern stattfand (vgl. auch S.33 in diesem Heft). Bräker verwies auf die hohe Anzahl von Pritzker- und anderen Preisträgern. Mit Jacques Herzog und Pierre de Meuron sowie Peter Zumthor ging der Pritzker-Preis im letzten Jahrzehnt gleich zweimal an die Schweiz. Die Schweizer Architektur, so Bräker, profitiere von einer «zwar primär konservativen, aber qualitätsorientierten» Grundhaltung.

SCHWEIZ: MEISTER DER PREZIOSEN
Gerhard Mack, Redaktor für Kunst und Architektur bei der «NZZ am Sonntag», bestätigte, dass «Preziosen» das Bild der Schweizer Architektur bestimmen. Als Eigenschaften dieser herausragenden Objekte nannte er «Materialfetischismus, Liebe zum Detail, Reduktion, Perfektion, Handwerker als Partner und Forscher» sowie die «weitestgehende Kontrolle vom Entwurf bis zur Konstruktion».

Weshalb also soll in der Schweiz überhaupt eine verstärkte Debatte über Baukultur erforderlich sein? Sowohl Bräker als auch Mack relativierten den Mythos einer ländlichen Schweiz. Lorenz Bräker betonte, dass die Schweiz mittlerweile zu den am dichtesten besiedelten Räumen Europas zählt. Gerhard Mack warnte, dass das «Selbstbild einer ländlichen Schweiz die urbane Dynamik übersieht». Handlungsbedarf identifizierte Bräker aber vor allem mit Blick auf die Zukunft. Die Schweizer Architektur profitiere momentan von «Verspätungseffekten in Bezug auf wirtschaftliche und politische Entwicklungen». Nur: «Wie lange noch?»

Mack wiederum kontrastierte die Ikonen mit dem Siedlungsraum, die schönen Objekte mit der nicht so schönen Agglomeration. Am Beispiel von Abtwil, einem Dorf am Rande der Agglomeration St. Gallen West, illustrierte er Herausforderungen für die Baukultur in der Schweiz. Trotz Bewusstsein für die fehlende Mitte scheiterten bisher verschiedene Versuche, ein Dorfzentrum zu schaffen. Die dörflichen Probleme wiederholen sich auf einer anderen Ebene zwischen den Gemeinden. Die Dominanz der technischen Erschließung sowie der Interessen von Gewerbe und Industrie erschweren dort den architektonischen Ausdruck einer eigenen Identität.

FRANKREICH: RESPEKTIEREN, WAS DA IST
Von der Gegenwart der Agglomerationen ging es mit Jean Gautier zur Geschichte von Architektur und Stadt in Frankreich. Gautier sprach als Architekturbeauftragter des französischen Kultur- und Kommunikationsministeriums. Seine reich bebilderte Tour d'horizon vom Europa der Kathedralen bis zu Jean Nouvels Vision für «Grand Paris» war ein

flammendes Plädoyer für den Respekt vor dem bereits Gebauten. Am Beispiel des im 17. Jahrhundert errichteten Hôtel Lambert in Paris und grossen Wohnüberbauungen aus den 1960er-Jahren in Sarcelles, Region Paris, unterschied Gautier zwischen dem anerkannten Erbe und einem in Anerkennung befindlichen Erbe, das es zu transformieren, aber nicht zu zerstören gelte.

NIEDERLANDE: EVERYTHING DESIGN
Als dicht besiedeltes, teilweise dem Wasser abgetrotztes Land waren die Niederlande schon immer gezwungen, den Raum zu organisieren. «We had to design everything», so Rob Docter, Direktor des Berlage Institute in Rotterdam und Präsident des Europäischen Forums für Architekturpolitik. Die starke Tradition zu planen führte auch dazu, dass die niederländische Regierung 1991 zum ersten Mal mit einer Note zur Architektur an die Öffentlichkeit trat. Inzwischen sind sechs Ministerien in die Architekturpolitik involviert: Kultur, Transport, Landwirtschaft, Wirtschaft, Verteidigung und auswärtige Angelegenheiten. Wichtige Anliegen sind ein öffentliches Bewusstsein für Baukultur, die Zugänglichkeit des öffentlichen Raums für alle und die Einbeziehung der Bevölkerung. Neben Gestaltungsbeiräten, zahlreichen lokalen Architekturhäusern und Wettbewerben sorgt ein sogenannter «Rijksbouwmeester» für die Qualität der gestalteten Umwelt in den Niederlanden. Die Reichsbaumeisterin, aktuell eine Frau, berät die Ministerien und arbeitet Empfehlungen aus.

EUROPÄISCHES FORUM
Gemeinsam mit Finnland initiierten die Niederlande im Jahr 2000 das Europäische Forum für Architekturpolitik, dem Regierungen, Berufsverbände und kulturelle Institutionen angehören. Das Forum verständigte sich auf einen ganzheitlichen Begriff von Baukultur, zu dem Prozesse genauso gehören wie die gestaltete Umwelt als Produkt. Rob Docter bezeichnete Baukultur dann auch als einen «neuen Container». So beschreibt die Leipzig Charta zur nachhaltigen europäischen Stadt aus dem Jahr 2007 Baukultur mit «dem Zusammenwirken von Architektur, Infrastruktur- und Stadtplanung», ausserdem «als Gesamtheit aller die Qualität des Planens und Bauens beeinflussenden kulturellen, ökonomischen



01+02+03 v.l.n.r.: Jean Gautier (FR), Rob Docter (NL), Bettina Götz (AT) (Fotos: Philipp Zinniker)

mischen, technischen, sozialen und ökologischen Aspekte» und schliesslich mit der «Bewahrung des baukulturellen Erbes». Der grösste Erfolg des Europäischen Forums für Architekturpolitik war bisher eine Entschliessung des Rates der Europäischen Union zum Einfluss von Architektur auf die kulturelle Dimension von Städten und Gemeinden. Docter lud den SIA ein, Mitglied des Europäischen Forums für Architekturpolitik zu werden.

ÖSTERREICH: HÄUSER UND BEIRÄTE

Bettina Götz, Vorsitzende des Beirats für Baukultur im österreichischen Bundeskanzleramt, akzentuierte die soziale Dimension von Baukultur. Sie zitierte Roland Gnaiger: «Baukultur ist die Verringerung des Abstandes zwischen Alltag und Architektur». Götz beschrieb Österreich als ein Land der Architekturhäuser und Beiräte. Jedes Bundesland verfügt über ein eigenes Haus der Architektur, wofür der Bund jährlich 1 Million Euro zur Verfügung stellt. Die in der Architekturstiftung Österreich zusammengeschlossenen Häuser vermitteln Architektur durch zahlreiche Projekte mit Schülern.

Götz, die auch Positivbeispiele nannte, trat für eine differenzierte Haltung zu Wettbewerben ein: «Wenn Architektur nur über Wettbewerbe entstehen würde, wäre die halbe Architekturgeschichte nicht gebaut.» Das Adambrau in Innsbruck, unter anderem Sitz von «Architektur Tirol», habe nur im Direktauftrag erhalten werden können. Und an der neuen Wirtschaftsuniversität Wien, mit mehr als 100000 m² das grösste Architekturprojekt Österreichs und vergeben über einen Wettbewerb, sei kein einziges österreichisches Büro beteiligt. Der Beirat für Baukultur im Bundeskanzleramt beschäftigt sich deshalb mit der Frage, wie mit der Vergabe umzugehen ist. Ausserdem überarbeitet der Beirat die Raumprogramme für Ganztagschulen.

MEHR ALS BAUKULTUR

Kultur kommt ins Spiel, wenn etwas verdeckt werden soll, wenn Schiessspiele am Computer plötzlich zur Game Culture avancieren. In Anspielung auf das gleichnamige Projekt der Pro Helvetia hatte Gerhard Mack bereits in seinem Vortrag zur Baukultur in der Schweiz provokativ gefragt, ob der Begriff Baukultur etwas verdecken soll. Nun diskutierten er,



04 v.l.n.r.: Gerhard Mack, Claudia Schwalfenberg (Moderation), Philippe Biéler, Daniel Kündig (Foto: Philipp Zinniker)

der Präsident des Schweizer Heimatschutzes, Philippe Biéler, und SIA-Präsident Daniel Kündig über eine weitere provokative Frage: Ist Baukultur mehr als Heimatschutz? Hintergrund war der Anspruch des Schweizer Heimatschutzes, «die führende Schweizer Non-Profit-Organisation im Bereich Baukultur» zu sein. Philippe Biéler machte als Frankophoner auf die Verwendung unterschiedlicher Begriffe in den einzelnen Sprachen aufmerksam. Er betonte, dass zum Heimatschutz die «Heimat der Vergangenheit» genauso gehört wie die «Heimat der Zukunft», wobei der Begriff Heimat durch die Verbindung zum Ort definiert ist. Gegen den Führungsanspruch des Heimatschutzes im Bereich Baukultur wandte Daniel Kündig ein, dass der Begriff Baukultur im Zuge der laufenden Anhörung zur Kulturbotschaft 2012–15 das erste Mal «so zu verankern ist, dass er auch eine Bedeutung erhält».

Gerhard Mack forderte Architekten und Ingenieure auf, sich mehr Gehör zu verschaffen: «Wer am lautesten schreit, wird am meisten gehört.» Alle Podiumsteilnehmer plädierten für eine stärkere Debatte von Themen in den Medien und eine Sensibilisierung für die gebaute Umwelt in der Schule. «Entdecken, was noch möglich ist», formulierte Mack das Ziel. Biéler verwies ausserdem auf das geplante Zentrum für Baukultur in der Villa Patumbah. Kündig benannte darüber hinaus einen ganzen Katalog des Wünschbaren, darunter mehr Vertrauen für Architekten, ein Architekturgesetz, ein Departement für Kul-

tur, ein Haus der Zivilisation und ein Hochregalgebäude, das höher ist als das höchste Gebäude der Welt und sämtliche Einfamilienhäuser aufnimmt.

DIFFERENZEN, ABER WO?

In seinem «Ansatz für Bau-Kultur heute» entwarf der Architekt Gion A. Caminada schliesslich die Vision eines «Europa von baulichen Differenzen». Dem gegenwärtigen «Hunger auf Zukunft» setzte er das Verlangen nach Haustypen entgegen, «die resistent sind gegen die Flüchtigkeit». Caminada betonte die Bedeutung des architektonischen Einzelobjektes, das aber nicht isoliert betrachtet werden darf: «Jedes Gebäude muss gut gestaltet, aber nicht jedes Objekt darf Kunstobjekt sein». Ausgangspunkt der Architektur sei die kulturelle Basis. Der Versuch, «das Ganze zu beeinflussen», bedinge, «erst einmal dazuzugehören» und zu wissen, «wie die Welt funktioniert». Caminada illustrierte seinen Ansatz mit eigenen Bauten in eher tradierten Lebenszusammenhängen, ob dörflich oder klösterlich. Welche Antworten gibt ein Ansatz, der sich auf Differenzen zwischen verschiedenen Räumen innerhalb ein und desselben Raums? Wo finden die zunehmend von internationalen Wanderungsbewegungen geprägten Gesellschaften ihr baukulturelles Heute? Die Diskussion ist eröffnet.

Claudia Schwalfenberg, Geschäftsführerin der Berufsgruppe Architektur